

Tom Ackermann

Brennt Gomorrha?

© 2019 Tom Ackermann
Druck und Vertrieb im Auftrag
der Autorin/des Autors: Buchschmiede
von Dataform Media GmbH, Wien

www.buchschmiede.com

ISBN

Paperback: 978-3-99093-500-2

Hardcover: 978-3-99093-501-9

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Inhaltsverzeichnis	Seite 393
Personenübersicht	Seite 394
Übersetzung der englischsprachigen Stellen	Seite 395

Ingeborg Bachmann

Die gestundete Zeit

*Es kommen härtere Tage.
Die auf Widerruf gestundete Zeit
wird sichtbar am Horizont.
Bald mußt du den Schuh schnüren
und die Hunde zurückjagen in die Marschhöfe.
Denn die Eingeweide der Fische
sind kalt geworden im Wind.
Ärmlich brennt das Licht der Lupinen.
Dein Blick spurt im Nebel:
die auf Widerruf gestundete Zeit
wird sichtbar am Horizont.*

*Drüben versinkt dir die Geliebte im Sand,
er steigt um ihr wehendes Haar,
er fällt ihr ins Wort,
er befiehlt ihr zu schweigen,
er findet sie sterblich
und willig dem Abschied
nach jeder Umarmung.*

*Sieh dich nicht um.
Schnür deinen Schuh.
Jag die Hunde zurück.
Wirf die Fische ins Meer.
Lösch die Lupinen!
Es kommen härtere Tage.*



Erstes Buch

Der längste Tag

3. Juni 1967

„Die Zeit: 7 Uhr. Hier ist das Morgenjournal. Die Nachrichten – Westberlin: Die gestrige Demonstration von etwa zweitausend Studenten, die sich gegen den Besuch des Herrschers von Persien, Shah Reza Pahlavi, und gegen das US-amerikanische Engagement in Vietnam richtete, war in eine blutige Revolte ausgeartet. Wie berichtet, hatten linksradikale Anarchisten versucht, den Shah und seine Gattin Farah Diba daran zu hindern, eine Opernvorstellung zu besuchen. Die Polizei errichtete Straßenblockaden, um die Staatsgäste vor der Wut der Menge zu schützen. Dabei wurden mehrere

Polizisten und etwa sechzig Studenten verletzt. Einer der Demonstranten, der sechszwanzigjährige Student Benno Ohnesorg, wurde auf der Flucht durch einen Kopfschuss tödlich verletzt. Der Polizist gab an, in Notwehr gehandelt zu haben.

Beobachter befürchten, dass dieser erste Todesfall seit Beginn der Krawalle zu weiterer Eskalation führen könnte. So wurden für den morgigen Abschlussbesuch in Bonn rigore Sicherheitsvorkehrungen verhängt.“

Mikro ab. Durchatmen. Entspannen. Zigarette.

Was für ein Tag! Ein klarer Morgen. Der erste Lichtschimmer schon Viertel nach fünf. Das Frühaufstehen wird leichter und die Stadtbahn ist angenehm leer.

Samstagsmorgendienst im Funkhaus. Nicht das Schlimmste, das dir passieren kann. Himmlische Ruhe im Studio. Nur Redakteur und Tonmeister anwesend, kein Sendeleiter. Keiner, der dir die Laune verdirbt. Dem nichts an dir passt. Ich merk es selber, wenn ich was nicht hinkriege. Hab ein Gehör für Töne. Wäre traurig, wenn ich es nicht hätte, denn dann wären zwei Semester Konservatorium für die Katz gewesen. Stimmbildung, Artikulation, Atemtechnik, Sprechmelodie, Betonung, Pausieren, Zungentraining, Drill bis zum Geht-nicht-mehr, *Brautkleid bleibt Brautkleid und Blaukraut bleibt Blaukraut*, bis dir das *Brautkraut – Blaukraut – zum Hals heraushängt*. Nun ist die Tortur ausgestanden, der Hals in Ordnung, die Stimme scharf und schnittig, *Schneiderschere schneidet scharf, scharf schneidet Schneiderschere*. Mit dem, was sie aus mir gemacht haben, lässt sich was aus mir machen. Jetzt kann *Fischers Fritze frische Fische fischen*. Mit einundzwanzig beim Rundfunk, Wahnsinn! Die Fische, die du an Land ziehst, sind zwar keine Riesen, aber sie reichen fürs Erste. Ich bin wer. Brauche mich nicht mehr mit Gelegenheitsjobs durchschlagen. Man kennt mich, wenn auch nur meine Stimme. Und die ist gut. Nicht mal das Scheusal von Sendeleiter findet daran was zu meckern. Er, der sonst

alles an mir bekrittelt, mein Aussehen, meine Kleidung, mein Rauchen und meine Haarlänge. Als ob die im Hörfunk eine Rolle spielt!

Also zurücklehnen.... Zigarette.... ein Stündchen austrecken auf der Kantinenbank, dann ab in die Akademie. Samstagvorlesung! Als hätte man am Wochenende nichts Besseres vor, als in muffigen Hörsälen zu versauern. Zwei Stunden Pflichtberieselung. Architektur im Dritten Reich – was soll das Ganze? Von dem, was die damals gebaut haben, hat man das meiste wieder kaputtgeschlagen. Dann wieder hierher hetzen zur Sendung. Alles noch besser als ein Samstagmorgen im Studentenheim, wo es im Moment brodeln nach der blöden Geschichte in Berlin. Jeder muss seinen Senf dazugeben. Reden, reden, reden.... Als ob man mit Reden was erreicht.

Aber mit Reinhauen und Steine schmeißen auch nicht. Dinge geschehen. Das war immer so und wird immer so sein. Du kannst die Welt nicht verändern.



„Die Zeit: 13 Uhr. Hier ist das Mittagsjournal. Die Nachrichten. – Westberlin: Die Ermittlungen nach den Vorfällen auf der gestrigen Demonstration gegen den Schah von Persien belasten die Polizei schwer. Wie berichtet, war es zu einer Kundgebung von etwa zweitausend Studenten gekommen. Teile von ihnen wurden von der Polizei in die Enge getrieben und sechzig verletzt. Anlass für die heftigen Proteste waren der Staatsbesuch eines umstrittenen Feudalherrschers und die hohen Ehren, die ihm zuteil wurden.

Wie gestern Nacht bekannt wurde, erlag der im Zuge der Ausschreitungen schwer verletzte sechszwanzigjährige Benno Ohnesorg, Student an der Freien Universität Berlin, am späten Abend seinen Verletzungen. Der Autopsie zufolge war die Todesursache nicht der erlittene Schädelbruch, sondern ein Schuss des in Zivil agierenden Polizeiobermeisters

Karl-Heinz Kurras, der den am Boden Liegenden aus kurzer Distanz in den Kopf traf. Der Beamte gab an, aus Notwehr gehandelt zu haben. Beobachter befürchten, dass nach diesem ersten Todesfall seit Beginn der Unruhen und angesichts der Umstände, wie es dazu kam, die Lage weiter eskalieren könnte.

Bereits im Vorfeld des umstrittenen Staatsbesuches waren größere Sicherheitsmaßnahmen getroffen worden als seinerzeit beim Besuch von John F. Kennedy. Der Schah und seine Gattin Farah Diba konnten so ungehindert die Vorstellung der ‚Zauberflöte‘ in der Berliner Oper besuchen. Während der Errichtung der dafür notwendigen Straßenblockaden war ein Polizist durch einen Steinwurf am Kopf verletzt worden.

Für den morgigen Abschlussbesuch in Bonn sind noch rigorosere Sicherheitsvorkehrungen verhängt worden. So soll der Verkehr auf einigen Autobahnen und weiteren Durchgangsstraßen gesperrt werden, ebenso die gesamte Schifffahrt auf dem Rhein. Der Luftraum wird erstmals bis auf zweitausendfünfhundert Meter Höhe von Flugverkehr freigehalten. Bereits jetzt werden alle in der Bundesrepublik ansässigen Iraner für die Dauer des Besuches ständig kontrolliert, darunter zehntausend persische Studenten und Praktikanten, die die Diktatur des Schahs verurteilen. Sie erhielten bei Androhung sofortiger Abschiebung die Anweisung, sich täglich um zehn und sechzehn Uhr bei der Polizei zu melden.“

Überstanden! Mikro ab. Durchatmen. Zigarette. Dann geht auch das blöde Zittern in den Händen weg.

So angenehm der Tag begonnen hat, so mies ist alles geworden. Du hetzt in die Akademie und sie sagen glatt die Vorlesung ab. Und auf den Gängen ist der Bär los. Ein einziges Wespennest. Jeder redet über Gott und die Welt und Westberlin. Schade um den Vormittag. Was ich alles hätte

erledigen können. Zum Beispiel im Konservatorium vorbeischaun. Höchste Zeit, sich dort wieder mal blicken zu lassen. Aber mit ‚blicken lassen‘ ist nichts getan. Entweder du wirfst dich da voll hinein oder du lässt es gleich bleiben. Schauspiel und Gesang erfordern Zeit und Ruhe, sonst schafft man das nicht. Nicht, was die verlangen. Dass ich mich *lockere, löse, öffne, auf andere zugehe*, die alle schon locker, gelöst und offen sind. Dass ich *in der Gruppe aufgehe*. Dabei weiß ich nicht einmal, wer ich selber bin. Da brauch‘ ich mich nicht zu wundern, wenn sie mich zurückstellen und mir sagen, ich solle mir die Dinge in Ruhe überlegen und nichts überstürzen. Ich bräuchte Zeit.

Aber wer hat die schon? Keiner kann von Luft leben. Je mehr Zeit ich mir lasse, desto schwieriger wird alles. Verdammt, ich muss besser werden, besser als die anderen! Und vor allem aufhören, Fehler zu machen. Idiotische Fehler. Dinge, die nicht passieren dürfen. Wie zum Vorgesprechen den Faustmonolog auszusuchen. Und ‚Fragen eines lesenden Arbeiters‘. Statt was Idiotensicheres zu nehmen, was aus den ‚Räubern‘ oder ‚Blick zurück im Zorn‘, bilde ich mir ein, ich muss mich mit Quadflieg messen, und wähle den Faustmonolog. Den Faustmonolog! Und statt was Lyrisches auszusuchen, das ins Ohr geht, wie die ‚Glocke‘ oder die ‚Füße im Feuer‘ nehme ich ‚Fragen eines lesenden Arbeiters‘ und glaube, ich kann die anderen damit ausstechen. Weil keiner außer mir so blöd ist, den Faustmonolog oder ‚Fragen eines lesenden Arbeiters‘ zu wählen. Da lässt man dir freie Wahl – noch mehr können sie einem wirklich nicht entgegenkommen – und ich Idiot verbocke alles. Dabei weiß ich, ich habe nur eine Chance, zu bestehen, wenn ich vor ihren Augen das bin, was ich spiele. Darauf läuft es ja hinaus. Darauf läuft die ganze Schauspielerei hinaus. Aber wie kann ich armseliger Wicht Faust sein? Oder ein lesender Arbeiter? Solche Fehler darf

man nicht machen. Solche Fehler sind tödlich. Du fliegst zurück an den Start wie ein geschlagener Mensch-ärgere-dich-nicht-Stein. Da stehst du nun, du armer Tor, und wartest, dass irgendwann eine Sechs kommt, dass du wieder an den Start darfst....

Viertel nach zwölf und der arme Tor steht noch immer im Senderaum mit dem Manuskript in der Hand. Will ich dieselben Nachrichten noch mal lesen? Nichts wie raus aus dem dumpfen Mauerloch!

Endlich im Freien öffne ich Jacke, Hemd und Lungen, strecke die Arme hoch und lasse den Nordwind auf Hals und Brust fluten. Die Glocken der Karlskirche, die er im Gepäck trägt, klingen wie aus weiter Ferne. Aus der Ferne der Kindheit, als solche Glocken eine Bedeutung hatten.

Ich fische eine Zigarette aus der verkumpelten Packung, schaffe es, sie vom Wind geschützt anzuzünden, ohne mir die Finger zu verbrennen und lasse die tiefen Züge wirken. Eine Woge der Entspannung steigt aus den Lungen in den Kopf. Ich öffne das zerknitterte Manuskript und gehe alles noch mal durch, eine Anfängergewohnheit, die ich nicht abgelegt habe.... Ein Manuskript ganz nach meinem Geschmack. Sätze überschaubar, kurze Blöcke, gängige Wörter: ‚Feudalherrscher‘, ‚Autopsie‘, ‚Schädelbruch‘, ‚diktatorisches Regime‘ – ein Text, der von der Zunge geht. Und praktischerweise alles über ein Thema, man muss nicht ständig umschalten. Ich hab alles hingekriegt, die Zeitmarkierungen eingehalten, keine Fehler gemacht – zumindest keine, derer ich mir bewusst bin.

Warum bin ich dann so zittrig?

Weil es ein Höllenjob ist! Eine Tortur, die ich mir drei bis vier Mal in der Woche antue. Freiwillig. Als so genannter freier Mitarbeiter. Ein freier Mitarbeiter ist so frei, nehmen zu müssen, was man ihm zuschanzt, jede Spätsendung, jeden Wochenenddienst, jeden Feiertag, den ein Festangestellter mit Familie anderswo verbringt als im Funkhaus.

Und so frei, an die frische Luft gesetzt zu werden, wenn dem Sendeleiter deine Stimme nicht mehr passt. Oder deine Haarlänge....

„Sofort zu mir! Die Sendung hat ein Nachspiel!“ brüllt der Sendeleiter durch das offene Fenster im dritten Stock.

Ich haste, wie ich bin, Zigarette im Mund, Manuskript in der Hand, Hemd halb offen, die Treppe hoch. Was mich in der Redaktionsstube erwartet, gleicht einem Tribunal. Der Redakteur steht mit dem Gesicht eines gescholtenen Schülers an der Wand, der Rest des Zimmers gehört dem Sendeleiter, der einem schnaubenden Bullen gleich den Raum durchpflügt. „Nett, dass Sie sich auch blicken lassen!“ ist seine Begrüßung. „Haben wohl geglaubt, Sie können sich aus der Verantwortung stehlen? Und der Zustand, in dem Sie hier aufkreuzen! Empörend!“

Mit zittrigen Fingern versuche ich, das Hemd zuzuknöpfen. Ein Versuch, der zum Scheitern verurteilt ist, weil ich Zigarette und Manuskript in der Hand halte. Ich wage einen Schritt in die Nähe seines Schreibtisches, um sie im Aschenbecher auszudrücken.

„Dort hinüber!“ kommt das Kommando.

Ich geselle mich zu meinem Kollegen an die Wand, in der Hoffnung, die Standpauke wird so kurz, dass die Zigarette nicht bis zu den Fingerspitzen brennt. Eine Mitarbeiterin betritt den Raum. Sie weist den Chef diskret darauf hin, dass man nebenan im Begriff sei, auf Sendung zu gehen. Er setzt die Auseinandersetzung in gedämpfter Lautstärke fort.

Es geht um das Manuskript - zu meinem Glück. Daran hatte ich keinen Anteil. Die Morgennachrichten, so der Sendeleiter, hätten über die Vorfälle in Westberlin anders berichtet und es wäre die Pflicht des Mittagsredakteurs gewesen, seine Berichterstattung an den üblichen, sachlichen Stil anzupassen und Sympathien und Antipathien hintanzustellen. Ein Blick auf den Gescholtenen verrät mir,

dass der knapp davor ist, ebenfalls zu explodieren, woran ihn nur sein Instinkt hindert. Wer will schon Posten und Pension so knapp vor dem Ruhestand aufs Spiel setzen? Also meint er kleinlaut, er habe die Agenturmeldungen studiert und sei auf Fakten gestoßen, die in den Morgen- nachrichten unter den Tisch gefallen wären.

„Fakten, von denen ein staatlicher Rundfunk die Finger lässt. Ihr Bericht ist tendenziös! Es geht hier, verdammt noch mal, um langhaarige Revoluzzer, Rotznasen, die die Sicherheit gefährden, und Sie schreiben....“ Er öffnet den Durchschlag des Berichtes und lässt mit gekonntem Kopfschwung die Brille von der Stirn auf die Nase plumpsen. „...Sie schreiben, ‚von der Polizei in die Enge getrieben‘ und dass der Polizist, ich zitiere, ‚den bereits am Boden Liegenden aus kurzer Distanz in den Kopf traf. Der Beamte gab an, aus Notwehr gehandelt zu haben.‘ – Ja, sind Sie sich im Klaren, Mann, was Sie da tun? Sie schaffen Märtyrer!“

Der Redakteur rechtfertigt sich, er gäbe nichts wieder als das Ergebnis des medizinischen Berichtes und des Polizeiprotokolls. Und die Aussagen der iranischen Studenten, die unter dem Regime leiden.

„Ich scheiß auf das Protokoll! Und ich scheiß auf die iranischen Studenten, die froh sein sollen, dass man sie studieren lässt. Da geht es doch, verdammt noch mal, um andere Dinge! Der Schah von Persien kommt auf Kur zu uns und wird von den besten Ärzten behandelt, eben weil er der Schah von Persien ist und nicht irgendein dahergelaufener Zottelbär. Ein Kaiser kommt zu uns auf Kur, verstehen Sie? Statt dass man ihm die gebotene Ehrerbietung erweist, desavouiert man ihn und bezeichnet ihn als Feudalherrscher und Diktator!“

Der Redakteur erinnert an Verstöße gegen die Menschenrechte, Ausbeutung, Folterung und Morde unter dem Pahlavi-Regime. Als alle Einwände auf taube Ohren stoßen, tritt er die Flucht nach vorn an: „Das komplette Manuskript

lag, mit Verlaub, schon eine Stunde, bevor wir auf Sendung gingen, auf Ihrem Schreibtisch. Sie hätten es jederzeit zurückweisen können.“

Die Sprachlosigkeit des Sendeleiters über die Großkotzigkeit, ihm den Schwarzen Peter zuzuspielen, nutzt der Redakteur, um ihm zu versichern, das nächste Mal bei seinen Recherchen sorgsamer zu sein und im Zweifelsfall lieber einmal mehr Rücksprache zu halten.

„Ja, ja, tun Sie das!“ knurrt der andere. „Falls es ein nächstes Mal gibt.“ Worauf der Redakteur einigermaßen aufrecht das Zimmer verlässt. Ich schicke mich an, ebenfalls zu gehen, doch der Sendeleiter hält mich mit einem Wink zurück und mustert mich von Kopf bis Fuß: „Und Sie merken sich eines: Jedes Glied in der Kette ist mitverantwortlich, wenn Mist gebaut wird. Es wäre Ihre Aufgabe gewesen, mir Ihre Zweifel über den Text mitzuteilen.“ Heißt im Klartext, ich hätte meinem Kollegen in den Rücken fallen sollen. Dann plötzlich in ganz anderem Ton: „Zu Ihrer Arbeit gibt es nichts zu sagen, der Bericht war gut gesprochen, der Tonfall sachlich, distanziert, gut verständlich. Nur weiter so! Nimm dich zusammen, Junge, und mach mir keine Schande. Ich mag deine Stimme. Ich möchte sie nicht missen. Aber geh endlich zum Friseur.“ Dabei klopft er mir kumpelhaft auf den Rücken, eine Aufdringlichkeit, die mich im Moment eher marginal stört, genauso wie das Du-Wort aus heiterem Himmel. Ich schwebe in höheren Sphären ob des unerwarteten Lobs. Der Tag ist gerettet. Da reißt mich ein stechender Schmerz aus meiner Euphorie zurück in die Realität.

Ich habe mir am Zigarettenstummel die Finger verbrannt.

Eine Weile leiste ich dem Redakteur Gesellschaft in der Kantine. Wir diskutieren, während ich meine stechende

Hand lecke, über die Häufigkeit von Arschlöchern in Chefetagen und die prozentuelle Wahrscheinlichkeit, auf selbige zu stoßen. „Ich hoffe, du bist nicht enttäuscht, dass ich dir nicht Schützenhilfe geleistet habe“, sage ich kleinlaut.

„Keine Spur. Weiß doch, was für dich auf dem Spiel steht. Ich war selber einmal freier Mitarbeiter. Aber eines ist mir aufgefallen, nimm das bitte nicht persönlich....“ – heißt: Es ist persönlich – „....da passieren solche Dinge und du liest alles so teilnahmslos vom Blatt, als sei es der Wetterbericht, ganz ohne Gefühl.“

„Was hätte ich denn tun sollen?“ erwidere ich. „Ich bin Sprecher, kein Schauspieler.“ Was will er von mir? Als Sprecher ist man zu sachlichem Ton angehalten.

„Man kann in einer Stimme lesen wie in einem Buch. In deiner war Routine, Präzision, Wohlklang. Fast ein wenig zu viel Wohlklang.“

Wie kann in einer Stimme zu viel Wohlklang sein? Wohlklang ist das Salz jeder Rundfunkstimme.

„Sieh mal, ich war selber Sprecher. Ich hatte wie jeder meine Vorbilder, Stimmen, die mir heute noch im Ohr sind. In ihnen war außer Routine und Wohlklang so etwas wie – Gefühl. Ein Gefühl, das ich bei dir vermisse.“

„Gefühle können täuschen.“

Er sieht mich nachdenklich an. In seinem Blick ist etwas Väterliches. „Du bist doch selber Student. Was ist deine Meinung über die Kundgebungen?“

Meinung? Als hätte ich als Sprecher eine zu haben. Solche Kundgebungen, meine ich, seien überzogen, die Folgen hätten sich die Revoluzzer selbst zuzuschreiben. Ein Student habe an sein Studium zu denken wie der Sprecher an seine Sendung.

„Und weder der Student in dir noch der Sprecher zeigt einen Funken Sympathie?“

„Sympathie für Leute, die sich Hetzern anschließen, mit Steinen schmeißen, sich niederknüppeln lassen und dann

im Hörsaal aufkreuzen und zur Tagesordnung zurückkehren, als sei nichts gewesen?“

Er schüttelt den Kopf. „In dem Punkt irrst du gewaltig. Wer da einmal drin ist, kehrt nicht zur Tagesordnung zurück. Du wirfst einen Stein in einen Teich. Der Stein versinkt, aber die Welle, die er auslöst, setzt sich fort. Die denkt nicht dran, kehrtzumachen. Was da passiert, ist erst der Anfang. Vielleicht wird ja 1967 ein Schicksalsjahr. Vielleicht ist alles gut so, wie es kommt...“

Ich starre ihn an. „Vielleicht ist eine Studentenrevolte gut?“

„Gut im Sinne von notwendig. Ihr seid die Generation von morgen. Die Welt gehört euch. Wenn ihr sie nicht verändert, wer dann?“



Ich schultere meine Umhängetasche und gehe die Optionen für den Nachmittag durch. Samstag, dreiviertel zwei. Keine Vorlesung mehr. Auch keine Sendung. Zeit, die du nutzen kannst. Die Prüfungen stehen vor der Tür, also in die Hände gespuckt und ran an die Arbeit!

Fragt sich bloß, wo.

Schon gestern standen sie im Studentenheim beisammen und ereiferten sich über die Berlingeschichte. Was wird heute erst los sein, nachdem die Sache mit dem erschossenen Studenten eine solche Wendung genommen hat? Dort ungestört zu arbeiten kannst du vergessen.

Was dann? Zu ihr gehen und hoffen, dass ich dort arbeiten kann? Zu gering ist die Chance, dass sich alles so leicht wieder einrenken lässt. Vielleicht wäre sie einsichtig, wenn ich ihr entgegenkomme. Vielleicht käme es sogar zu einer Versöhnung. Aber in jedem Fall liefere es auf ein endloses Palaver hinaus mit gegenseitigen Schuldzuweisungen und so. Nein, danke. Wenn schon wo reinplatzen, dann lieber bei

der Timmi. War ohnehin eine Ewigkeit nicht mehr bei ihr. Es gehört sich einfach, sich wieder mal blicken zu lassen. Sie wird mich wieder ausquetschen, wie es am Konservatorium läuft. Ich hasse Fragen, wie etwas ‚läuft‘, wenn nichts ‚läuft‘. Und sie wird nicht lockerlassen, bis ich ihr sage, was alles nicht läuft. Trotzdem ist die Timmi noch das geringste Übel. Auf dem großen Eichentisch in ihrem Wohnzimmer habe ich immer schon am besten lernen können.

Ich überlege. Statt auf den Bus zu warten, der mich zur Stadtbahn bringt, aber am Samstag ewig lang nicht kommt und wenn er kommt, gedrängt voll ist, laufe ich lieber zur Straßenbahn. Das ist zwar die falsche Richtung, aber in Zeiten ständigen Pendelns zwischen Konservatorium, Akademie, Funkhaus und Studentenheim lernt man, die Vorteile des Zufußgehens zu schätzen. Und ein überzeugter Fußgänger nimmt in Kauf, dass nicht immer die Richtung stimmt.

Der Blick zum Himmel verheißt nichts Gutes. Das Wetter schlägt um. Doch wer wie ich bei jedem Wetter eine Regenjacke trägt, den überrascht nichts. So marschiere ich, die Gedanken weiß Gott wo, an den Gärten der Militäarakademie entlang, den Nordwind im Rücken, was kein Nachteil ist. Die Kapuze tief ins Gesicht gezogen, kann ich bestenfalls ahnen, wo ich bin. Zwischen zwei Windböen hebe ich den Kopf. Der Blick durch den schmalen Sehschlitz zwischen Kapuze und aufgestelltem Kragen bietet mir ein interessantes Bild. In den Gärten der Militäarakademie, wo früher kaisertreue Soldaten exerzierten, bis es keinen Kaiser mehr gab, und später feldherrentreue NAPOLA-Einheiten so lange geschliffen wurden, bis es keinen Schliff und keinen Feldherrn mehr gab, tollt eine Gruppe Internatsschüler durch ein Gewirbel dicker Schneeflocken – Schneeflocken? Anfang Juni? Kein echter Schnee, wie ich erkenne. Es sind die Blüten der Kastanien, die von den sturmgepeitschten

Zweigen zu Tausenden zu Boden fallen und in die Gesichter, Haare und Halskragen der vor Begeisterung kreischenden Jungen, die ich auf zehnbis zwölfjährig schätze. Sie genießen, was es für sie zu genießen gibt, haben sie doch so manches, was andere nicht haben. Einen Park zum Herumtollen, protzige Sportanlagen, eine Kapelle, einen Kinosaal, sogar ein Hallenbad. Unglaublich, was man in der kurzen Zeit nach Abzug der Besatzung hier an dieser alten Akademie auf die Beine gestellt hat. Kein Wunder, hier ist das Geld, hier ist die Zukunft. Wer die Akademie mit Auszeichnung absolviert, der ist wer. Dem stehen die Tore offen. In wenigen Tagen wird der erste Nachkriegsjahrgang seine Reifeprüfung bestanden haben, zumindest die meisten von ihnen. Nicht alle. Hier herrscht noch Auslese. Hier werden einem Zeugnisse nicht nachgeworfen. Die Abschlussprüfungen, sagt man, seien nicht ohne, man habe eine Menge zu lernen. Auswendig. Nicht jeder lernt leicht auswendig wie ich. Wer hier bestehen will, hat einen Teil von sich selbst aufzugeben. Was gut und richtig ist. Nichts ist umsonst, aber du kriegst ja was dafür....

Ein jüngerer Mann kommt aus der Kaserne und bläst in ein Pfeifchen. Sicher ein Präfekt und kein Lehrer. Die Präfekten sind freie Mitarbeiter, die können sich ihre Arbeitsstunden nicht aussuchen, denn die Schüler müssen rund um die Uhr bewacht sein. Wochenenddienst, Nachtdienst – daran kann eine Familie zerbrechen. Deshalb bewerben sich nur Männer, die keine haben, ganz junge oder ganz alte, und jeder von ihnen ist so frei, an die Luft gesetzt zu werden, wenn mit der Disziplin was nicht stimmt....

Aber hier stimmt alles. Die Jungen beenden auf der Stelle ihre Balgerei und stellen sich in tadellose Formation. Ordnung ist gut. Menschen lehnen sich auf gegen Ordnung, gleichzeitig sehnen sie sich nach ihr. Hier weiß jeder, wo sein Platz ist. Fast ein wenig wehmütig blicke ich der Zweierreihe nach, die ins Haus marschiert. Hätte ich nicht

den Funkhausjob bekommen, hätte ich mich vielleicht als Präfekt beworben, ich hatte den Gedanken in Erwägung gezogen. Dann hätte ich das, was ich empfangen habe, an andere weitergeben können. Vielleicht ist es gut, dass es nicht dazu gekommen ist, wer weiß, was mir erspart geblieben ist. Anstand lässt sich nicht erlernen, den hat man oder hat ihn nicht. Entweder man ist ein anständiger Mensch, dann ist man es von Kind an, oder ein schlechter Mensch, dann kann der beste Erzieher nichts daran ändern, höchstens das Schlimmste verhindern. Mit dem Wissen ist es anders. Dein Wissen kannst du an andere weitergeben, sollst es sogar, sonst wäre die Welt längst verblödet. Mit all dem, was man mir beigebracht hat, hätte ich problemlos Lehrer werden können und könnte es immer noch. Die paar fehlenden Kolloquien hätte ich rasch beisammen. Aber eine solche Entscheidung bricht man nicht über den Zaun. Das überlegst du dir verdammt gut. Ein Leben lang einem System zu dienen und diesem alles zu geben, was in dir ist, deine Stimme, deine Kraft, deine Persönlichkeit, dein Talent, und dich aufreiben im täglichen Trott – nein, danke! Andererseits hat es sein Gutes, in einem System zu sein, wo jeder seinen Platz hat, jeder seinen vorgegebenen Weg geht. Du weißt, wo's lang geht, und wenn du den Weg verlässt und dich verläufst oder in eine Sache verrennst, holen sie dich zurück. Du bist ja ein Teil von ihnen. Ein Teil ihrer Ordnung.

Ordnung ist gut.

Aber ein Leben lang Ordnung? Ist es das, was du willst?

1955

„Aufstehen und Zweierreihe!“

Alles schläft noch, obwohl sich die ersten Sonnenstrahlen durch die Dachluken kämpfen. Um diese Zeit ist eine der Luken besetzt. Der Fenstergucker ist auf den Hocker neben seinem Bett geklettert, hat seine kleine Gestalt durch das Kippfenster gezwängt